

Von wegen Krise

Trotz Corona wird der Pflegeberuf beliebter: Vier junge Frauen über ihren Lehrbeginn in der Pandemie

Patrizia Messmer

Die Schweiz debattierte gerade über den Sinn der Maskenpflicht, als Ilena Karrica am Spital Bülach ihre Ausbildung zur Fachfrau Gesundheit (FaGe) begann. Das war im Sommer 2020. Die Schweiz hatte die erste Welle hinter sich und mutmasste darüber, was der Herbst bringen würde.

Schon früh war Ilena Karrica klar, dass sie in der Pflege arbeiten wollte, Arztbesuche fand sie als Kind wahnsinnig spannend, und sie kümmerte sich gern um andere. Dass ihr Einstieg ins Berufsleben aber mitten in eine globale Gesundheitskrise fallen würde, damit hatte sie nicht gerechnet. So erging es auch den knapp 5000 anderen FaGe-Lehrlingen, die letztes Jahr in ihre Ausbildung gestartet sind. Es ist einer der beliebtesten Lehrberufe in der Schweiz, im Ranking der Lehrstellen-Suchplattform Yousty liegt er auf Rang vier.

Ilena Karrica fing direkt auf der Corona-Station an. Weil sie als Auszubildende nicht in die Isolationszimmer durfte, konnte sie im Herbst bald keinen Raum mehr betreten. Darum wurde sie mitten im Semester frühzeitig auf die Chirurgie versetzt. Dort hatte man die geplanten Eingriffe bereits heruntergefahren, um die Intensivbetten möglichst frei zu halten für die zweite Welle. «Es musste viel umorganisiert werden, das war für alle eine stressige Zeit», erzählt Ilena Karrica.

Von jeher heisst es, die Arbeit in der Pflege bedeute viel Stress für wenig Lohn. Letztes Jahr war die Belastung noch grösser. Aber auch die Anerkennung wuchs. Am 1. August 2020 bedankte sich etwa Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga bei den «Corona-Helden», zu denen auch die



Ilena Karrica (links) und Leyinet Vega Berners: Trotz Ansteckungsrisiko und Stress zufrieden mit der Berufswahl. (Bülach, 6. August 2021)

Pflegenden zählten. Es gab Applaus. Mehr nicht.

Mehr Lehrstellen besetzt

«Auch für uns Lernende war es manchmal schwierig zu sehen, dass alle überarbeitet waren und Hilfe brauchten. Wir konnten aber nicht helfen, weil wir vieles noch nicht gelernt hatten», sagt Leyinet Vega Berners, die ebenfalls im letzten Sommer im Spital Bülach angefangen hat. Angst vor dem Virus hatte sie nie: «Als klar wurde, was da auf uns zukommt,

habe ich mir schon Gedanken gemacht. Aber ob mit oder ohne Corona - als Pflegerin setzt man sich immer einem Risiko aus, sich anzustecken. Dessen sind wir uns alle bewusst», sagt sie. Obwohl die Pandemie den Beruf noch anspruchsvoller gemacht hat, scheint Corona einen positiven Effekt auf die Gesundheitsbranche zu haben. Im Kanton Bern etwa wurden fast acht Prozent mehr FaGe-Lehrverträge unterschrieben, und auch der «Lehrstellenpuls» der ETH Zürich zeigt,

dass im Bereich Gesundheit im Juli 2021 mehr Lehrstellen besetzt wurden als 2020. Ein sehr guter Trend, wie Ursula Renold findet. Die ETH-Professorin für Bildungssysteme betreut den «Lehrstellenpuls». «Es ist ein Glück für unsere Gesellschaft, dass so viele junge Menschen interessiert sind an diesem Berufsfeld.»

Eine von ihnen ist Lea Zulliger. Die 16-Jährige hat soeben am Kantonsspital Aarau angefangen. Zwar wusste sie schon vorher, dass sie FaGe lernen möchte. Ihre

Dass ihr Einstieg mitten in eine globale Krise fallen würde, damit hat sie nicht gerechnet.

Mutter und ihre Tante arbeiten beide in der Pflege. Doch die Pandemie habe ihr noch einmal deutlicher gezeigt, wie wichtig dieser Beruf sei. «Auch wenn ich meinen Kollegen zum Teil immer noch erklären muss, dass Pflege viel mehr ist, als nur alte Menschen zu waschen», so Zulliger.

Oft fehlt die Zeit

Nun, da sie die Lehre beginnt, klatscht niemand mehr in der Schweiz. Lieber wird über die Lockerung der Massnahmen gestritten und den Preis für die Selbsttests. Die grosse Anerkennung für die Pflegenden sei schnell wieder verschwunden, beobachtet auch Dalila Ajkunic. Sie hat gerade das zweite Lehrjahr auf der Neurologie in Aarau gestartet und die zweite und dritte Welle miterlebt. «Auch für die Patienten war es eine schwierige Zeit mit den strengen Besuchsregeln. Viele vermissten ihre Angehörigen und hatten ein grosses Redebedürfnis.»

Genau diese Zeit fehlt allerdings in der Pflege oft, sagen Gewerkschaften und Gesundheitsverbände. Sie haben die Pflegeinitiative gestartet, mit der sie die Anstellungsbedingungen der Pflegenden verbessern wollen: Mehr Zeit für die Patienten, bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie und fairere Entlohnung. Damit soll der Exodus gestoppt werden. Jedes Jahr geben gut 2000 den Beruf auf.

Für die vier Lernenden ist das alles weit weg. Noch. Obwohl der Start für sie anspruchsvoll war, sind sie sehr zufrieden mit ihrer Berufswahl. «Gerade die Pandemie hat es ja gezeigt: Die Pflegeausbildung ist der perfekte Start», sagt Lea Zulliger. «Wir sind sehr gesucht und haben ein sicheres Einkommen.»

Demente erhalten gefährliche Pillen

Der Einsatz von Neuroleptika ist hochumstritten, nimmt in Schweizer Pflegeheimen aber seit Jahren zu. Nun warnen Altersorganisationen davor.

Mirko Plüss

Eine 90-jährige, leicht demente Frau muss nach einem Sturz in ein Pflegeheim im Kanton Zürich umziehen. Dort verhält sie sich unruhig und versucht nachts immer wieder aufzustehen. Der Heimarzt verordnet ein stark sedierendes Neuroleptikum. Die Folge: Die Frau wird bettlägerig und völlig apathisch. Dennoch weigert sich der Arzt, die Therapie anzupassen. Auf Druck der Tochter wird sie schliesslich in ein anderes Heim verlegt. Dort kann sie das Medikament absetzen und wird wieder lebhaft.

Das reale Beispiel zeigt einen Missstand in Schweizer Pflegeheimen auf. Laut Schätzungen leiden gegen zwei Drittel aller Bewohnenden unter einer Form von Demenz. Davon weist ein Grossteil psychische Auffälligkeiten und Verhaltensstörungen auf wie Aggression, Herumwandern oder Enthemmung. Dagegen werden oft Neuroleptika eingesetzt. Das sind Psychopharmaka, die eigentlich zur Therapie von Schizophrenie oder Psychosen entwickelt wurden.

Ein kürzlich veröffentlichter Leitfaden für das Schweizer Heimpersonal warnt nun vor dem falschen Gebrauch dieser Neuroleptika. Das Papier wurde von der Unabhängigen Beschwerdestelle



Betagte Heimbewohner benötigen eine zeitintensive Betreuung.

für das Alter, dem Heimverband Curaviva und dem Basler Institut für Pflegewissenschaft ausgearbeitet. Sie warnen vor «schwerwiegenden Nebenwirkungen» wie Sedierung, Dämpfung der Gefühle, Stürzen und sogar erhöhter Mortalität. Priorität sollten bei auffälligen Demenzkranken stets nichtmedikamentöse Massnahmen haben, zudem sollten die Medikamente nach wenigen Wochen wieder abgesetzt werden, so die Empfehlung.

Der Treiber hinter der Thematik und Mitverfasser ist Albert Wettstein, Neurologe und ehemaliger Zürcher Stadtarzt. Gemäss seinen Berechnungen werden für bis zu 25 Prozent aller Demenzpatienten in Schweizer Heimen

zu viele Neuroleptika verordnet, und die Einnahme erfolgt über einen zu langen Zeitraum. Es seien über 20 000 Menschen betroffen. «Die Schweiz ist im Ländervergleich schon weit vorne, trotzdem nimmt der Gebrauch jedes Jahr zu», sagt Wettstein. Anfang Herbst will er erstmals seit mehreren Jahren neue Zahlen bekanntgeben. «Ein neuerlicher Anstieg ist absehbar. Die Heime sind in der Pflicht, diese Medikamente nun stark zu reduzieren.»

Die Medikamentenzahlen aus den Schweizer Heimen werden nicht zentral ausgewiesen, doch Wettsteins Aussagen werden vom jährlich erscheinenden Arzneimittelreport der Krankenversicherung Helsana gestützt. Der

Report fokussierte schon mehrfach auf das Neuroleptikum Quetiapin, das zur Behandlung von Schizophrenie und bipolaren Störungen zugelassen ist. Die Bezüge von Quetiapin steigen rasant an, zwischen 2016 und 2020 um über 40 Prozent auf knapp eine Million Packungen pro Jahr. Laut dem Arzneimittelreport kann der hohe Bezug nur damit erklärt werden, dass Quetiapin im grossen Stil im sogenannten Off-Label-Gebrauch, also ausserhalb der vorgesehenen Anwendung, in der Altersmedizin eingesetzt wird. Helsana schätzt, dass jeder zweite Heimbewohner über zu lange Zeit unpassende Medikamente einnimmt, und spricht von einem «Problem der Versorgungsqualität in der Altersmedizin».

Die Unabhängige Beschwerdestelle für das Alter, bei der Albert Wettstein eine Fachkommission leitet, registriert immer wieder Beschwerden wegen des Einsatzes von Neuroleptika. «Patientinnen und Patienten einfach ruhigzustellen, ist eine einfache und kostengünstige Massnahme», kritisiert Wettstein. «Die Heime sind deshalb auch gefordert, genügend Zeit und Personal für die Betreuung von Demenzkranken bereitzustellen.» Grössere Heime hätten heute schon Pflegeexpertinnen für Demenz und vielfältige Angebote wie jederzeit frei zugängliche Demenzgärten. «Das Problem wurde bisher zu wenig ernst genommen, dabei leiden Tausende Betroffene und ihre Angehörigen darunter.»

Nur drei Prozent Männer in der Haushaltshilfe

Ob Kinder- und Seniorenbetreuung oder Putzhilfe: In Privathaushalten werden fast nur Frauen angestellt. Das drückt die Löhne.

Mirko Plüss

Seien es Nannys, Reinigungs- und Pflegepersonal oder Nachhilfe-Lehrkräfte: Mehrere hunderttausend Haushaltshilfen sind in Schweizer Privathaushalten angestellt. Erstmals zeigt nun eine Analyse, wie einseitig das Geschlechterverhältnis in der Schweiz bei diesen Jobs ist. Die Zahlen stammen von der Zürcher Firma Quitt, welche für Haushaltshilfen Administrationsaufgaben übernimmt. Von den 5452 bei Quitt registrierten Arbeitsverträgen privat angestellter Haushaltshilfen wurden nur gerade 150 mit Männern abgeschlossen, das sind knapp drei Prozent.

Ein «extremes Geschlechter-Missverhältnis» nennt Firmensprecher Bernhard Bircher-Suits die tiefe Männerquote. «Wir wussten zwar, dass die grosse Mehrheit der bei uns abgerechneten Haushaltshilfen Frauen sind. Dass es aber nur rund drei Prozent Männer sind, hat uns doch erstaunt.» Vergleichsweise hohe Männeranteile unter den Haushaltshilfen haben einzig die Kantone Jura (20%), Neuenburg (15%) und Wallis (9%). Eine Erklärung könnte zumindest für die Kantone Jura und Neuenburg die tendenziell höhere Arbeitslosig-

keit sein. In den Kantonen Appenzell-Innerrhoden, Appenzell-Ausserrhoden, Nidwalden, Obwalden, Schaffhausen, Tessin und Uri liegt der Männeranteil hingegen bei null.

Die Zahlen wurden von Claudia Hablützel von der Paritätischen Kommission für die Reinigungsbetriebe etwa so erwartet. Deutlich mehr Männer gebe es hingegen bei Reinigungsarbeiten ausserhalb von Privathaushalten, wo auch schwereres Gerät zum Einsatz komme, sagt Hablützel. Im Bereich der Haushaltshilfen beobachtet sie, dass viele Kundinnen und Kunden gezielt nach Frauen suchten.

Diese Erfahrung hat auch Reinigungsfachmann Noel Gomez aus Zürich gemacht. «Männer, die in privaten Häusern putzen - das sind viele Leute skeptisch», sagt Gomez. «Es herrscht das Klischee vor, dass Männer die Arbeit nicht gleich gründlich erledigen wie ihre weiblichen Kolleginnen.» Er sei aus diesem Grund sogar schon einmal von einer grossen Hochschule abgewiesen worden.

Die Firma Quitt verweist darauf, dass die ungleiche Geschlechterverteilung Auswirkungen auf die Löhne hat. «Ein höherer Männeranteil könnte zu insgesamt höheren Löhnen bei Haushaltshilfen führen», sagt Bernhard Bircher-Suits. «Dafür gibt es Anhaltspunkte aus anderen Branchen wie der Sozialarbeit, wo früher der Frauenanteil extrem hoch und die Löhne tief waren.»